



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hans Hopfens Theater

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herz hat auch gezeigt, daß sie sich durch Hohlspiegel konzentriren lassen; ferner hat er an ihnen die feinern Eigentümlichkeiten nachgewiesen, die in der Optik unter dem Namen Polarisation und Krystallabsorption bekannt sind.

Sonach kann es keinem Zweifel mehr unterliegen: die erregende Wirkung, die von elektrischen Schwingungen ausgeht, hat die Form von Wellen, die sich mit einer bestimmten Geschwindigkeit fortpflanzen; sie wird also durch ein Medium übertragen. Und die Wellen haben alle wesentlichen Eigenschaften der Lichtwellen, also sind sie ihrem Wesen nach von Lichtwellen nicht zu unterscheiden: das Medium, das die elektrischen Kraftwirkungen vermittelt, ist der Lichtäther, und das Licht selbst ist nichts andres als eine elektromagnetische, wellenförmige Störung.

Es wird noch einige Zeit und noch mancher Anstrengung bedürfen, ehe die Wissenschaft aus diesen Sätzen die wichtigsten Folgerungen mit einiger Sicherheit ziehen kann; aber der Weg ist jetzt deutlich gezeigt, und es wird nicht an solchen fehlen, die ihn thatkräftig betreten. Hat der gerühmte Fortschritt eine Bedeutung für die Technik, eine sogenannte praktische Bedeutung? Für die nächsten zwanzig Jahre wohl nicht, ob später, darüber läßt sich nicht einmal etwas vermuten. Galvani konnte auch nicht voraussehen, daß er den künftigen Telegraphen vorbereitete, als er die Zuckung seines Froschschenkels beachtete. Aber selbst wenn der Maxwell'sche Satz niemals eine technische Frucht bringen sollte, er schlägt die Brücke zwischen zwei bisher getrennten Gebieten der Erkenntnis, er ist ein großer Schritt in das unbekante Land, dessen Eroberung der Menschheit zur Aufgabe gestellt ward, und das ist wohl genug, um ihn interessant zu machen.



Hans Hopfens Theater



em kürzlich erschienenen neuen Buche Hans Hopfens, das unter dem lapidaren Titel Theater (Berlin, A. Hofmann & Comp. 1889) vier dramatische Werke von sehr ungleichem Werte enthält, wird man am ehesten gerecht, wenn man es als Bekenntnis, als politisches Glaubensbekenntnis in dichterischer Form betrachtet. Zu dieser Überzeugung gelangt man wenigstens, wenn man den Band zu Ende gelesen hat und alle vier Stücke mit einem Blick überschaut. Zum neunzigsten Geburtstag Kaiser Wilhelms hat Hopfen das Festspiel für das Berliner Hof-schauspielhaus geschrieben, das auch aufgeführt worden ist. Es ist eine geist-

reiche Allegorie, in der sich der gute, alte getreue Eckart und die einer Brunhilde gleiche „Fee“ Borussia als die Vertreter deutscher Nationalcharaktere gegenüberstehen. Eckart scheint die Verkörperung des deutschen Zauderns, der deutschen Bedenklichkeit, der deutschen Weltbürgerlichkeit, kurzum der unfruchtbaren politischen Weisheit der deutschen Professoren zu sein, wie sie sich im Parlament in der Paulskirche breit gemacht hat. Borussia vertritt die Entschlossenheit, die zur Leitung berufene Klarheit, die frisch zuschlagende Thatkraft. Eckart und Borussia lieben sich keineswegs, der Alte warnt vor ihr den deutschen Jüngling, der (in der Tracht der Burschenschaftler) dem Ideal der deutschen Kaiserkrone sehnsüchtig, aber auch nur dies, ohne etwas praktisches zu versuchen, nachstrebt. Der getreue Eckart weiß über das Phantom der deutschen Kaiserkrone nur zu spotten, er kramt greisenhafte Weisheit aus. Sobald aber der Jüngling die Fee Borussia kennen lernt, da fällt er von Eckart ab, und die Fee hämmert eine greifbare Kaiserkrone zurecht. Der Kultus des Preußentums, der in diesem Festspiele zu Tage tritt, ist aber bei Hans Hopfen durchaus nicht bloß Erzeugnis einer festlichen Gelegenheit. Er war kein schmeichelnder Hofdichter, als er ihm in jenem Festspiel Ausdruck gab. Schon vor zwanzig Jahren, unmittelbar nach dem Siege Preußens über Österreich, hat er sich mit Begeisterung für Preußen erklärt und dessen Beruf als deutsche Vormacht in dem politisch-satirischen Tendenzschauspiel „Aschenbrödel in Böhmen“ entschieden betont. In einem zweiten Schauspiel aus dem Frühjahr 1870 „In der Mark“ hat Hopfens politisches Bekenntnis dann eine künstlerisch ungleich reinere Form gefunden. Diese beiden größern Dichtungen sind biographisch der richtige Hintergrund für die zwei vaterländischen Festspiele — das zweite zur Jahrhundertfeier König Ludwigs von Baiern —, die in den letzten zwei Jahren entstanden sind, und die den Dichter zur Bühne zurückführten, die er (unser Wissens) seit jenen ersten Versuchen nicht wieder betreten hatte. Die politische, oder sagen wir lieber die nationale Begeisterung ist demnach das herrschende Pathos in Hans Hopfens „Theater.“ Deswegen legt man es auch mit wahrer Erhebung aus der Hand, so viele Bedenken sich auch rein künstlerisch dagegen erheben mögen. Es ist eine kräftige, männliche Luft, die man eingeatmet hat, und das erlebt man nicht alle Tage. Unser gewöhnliches Bühnenrepertoire führt uns ja meist nur die wohlbekanntesten zänkischen Schwiegermütter und fecken Backfische, die Pantoffelhelden und Schwindler oder wieder einen neuen Ehebruch vor. Die große Erhebung, die echt nationale Dichtung gewähren kann, erleben wir selten, und dann nur bei den Alten. Wie ein Schauspiel vom Schlage des „In der Mark“ von den Bühnen verschwinden konnte, ist uns trotz seiner Schwächen unbegreiflich.

Ein Dramatiker von Beruf ist freilich Hans Hopfen bei all seiner technischen Gewandtheit und unleugbaren Gestaltungskraft streng genommen nicht. Er selbst dürfte diese Erkenntnis schon vor zwanzig Jahren, trotz des eben hervor-

gehobenen gelungenen Wurfes, gewonnen haben, denn bekanntlich hat er sich seitdem nur der Erzählung in Versen und in Prosa gewidmet. Es fehlt ihm der große Zug des echten Dramatikers, das Vermögen, große Leidenschaften groß darzustellen, eine starke einheitliche Handlung, die alle Episoden beherrscht, zu erfinden, in großen Strichen zu zeichnen, al fresco. Er geht in den Einzelheiten auf, die gewiß nicht ohne Feinheit, aber beim Lesen jedenfalls wirksamer, als auf der Bühne sind. Seine Handlungen sind nichts weniger als einfach; man verliert den Atem, wenn man sie erzählen will. In Wahrheit zerfällt auch das gelungene Schauspiel „In der Mark“ in Episoden, in feine Einzelheiten und ist im Kern novellistisch, da es einen wichtigen Umwandlungsprozeß tief innerlicher Art in die Dunkelheit des Zwischenaktes fallen lassen muß; und das erste Schauspiel „Aschenbrödel in Böhmen“ ist deshalb ganz und gar mißraten. Den Blick für das, was von der Bühne aus wirkt, die Einsicht in den tiefen Unterschied von Epik und Drama hat Hopfen zu der Zeit noch nicht ganz befaßt.

Die Handlung des vieraktigen Schauspiels „Aschenbrödel in Böhmen“ führt uns in das Jahr 1868. Es war die Zeit unmittelbar nach den Niederlagen Österreichs durch Preußen, wo das Tschechenvolk die Gelegenheit ergriff, seinem Deutschenhaß zügellos Ausdruck zu geben. Damals pilgerten die Tschechen nach Moskau, entrollten die Fahne des Panlawismus und begannen den Kampf gegen die Deutschen, der heute noch fort dauert. Ein Bild dieser Zustände giebt Hopfens Schauspiel, das in den verfloßnen zwanzig Jahren nicht viel von seiner Wahrheit eingebüßt hat, wenn auch die Deutschen Böhmens lange nicht mehr so geduldig sind, wie Hopfen ihnen im „Aschenbrödel“ vorwirft. Das Schauspiel stellt die Parteien einander gegenüber. Auf der einen Seite das Stiefkind Else, das sich wie ein Aschenbrödel, wie eine dienende Magd behandeln und ausbeuten läßt, obgleich der Reichtum des Hauses ihr persönliches, vom redlichen deutschen Vater ererbtes Gut ist. Sie hat nicht die Gabe, zu herrschen, bereitwillig kommt sie allen Forderungen entgegen, vergißt schnell Beleidigungen und wird deshalb wie ein Spielball von einem Egoisten zum andern geschleudert. Neben ihr steht der deutsche Arzt Dr. Wohlauf, ein inzwischen ausgestorbener deutschböhmischer Typus: gutmütig, bescheiden bis zum Mißtrauen gegen sich selbst, hilfreich, idealistisch, ein Feind alles nationalen Haders, ein reiner Humanist, der sich aber von der charakterlosen Stiefmutter Elses, Frau Anka Malfidi Edle von Heldenschreck, unterm Pantoffel halten läßt, und der sich nur im höchsten Zorne endlich zu einer That aufraffen kann, also ein politisch ganz unfähiger Deutscher, dessen Wirkung von der Bühne fein humoristisch sein soll, zuweilen aber doch auch unfreiwillig lächerlich ist. Und endlich der Vertreter desjenigen Deutschtums, das allein politisch brauchbar ist, weil es mit Mut und Nachdruck überall tschechischer Unmaßung entgegentritt, wenn auch einer gegen drei zu fechten hat und Leib

und Leben gefährdet sind, das ist der preussische Gutsbesitzer und Reserveleutnant Wolfgang von Warnow. Dieser Gruppe von Deutschen steht gegenüber die der Tschechen: der panslawistische Agitator im Nationalkostüm, Wenzel Sedlaczek, dessen größter Schmerz es ist, schließlich zu erfahren, daß sein ihm bis dahin unbekannter Vater ein Deutscher war, dessen Fanatismus das ganze Haus der Heldenstreckts, in dem freilich nur Frauen wohnen, tyrannisiert, der seinem zehnjährigen Zögling Mucki schon die Parole „Huß — Haß!“ beigebracht hat und das Deutsche durch das Russische verdrängen will. Er ist wahllos in seinen Mitteln; er will das deutsche Mädchen Else heiraten, obwohl sie ihn gar nicht liebt, und mit Hilfe ihres Reichtums will er sich zum Herrn der Gegend machen. Ihn umgeben einige Strolche, eine drollig deutsch radebrechende böhmische Köchin, und auf seiner Seite steht auch Anka, die Frau des Hauses, ein eitles Weib, das er mit galanten Phrasen beherrscht. Anka zieht ihre jüngere Tochter Libussa aus zweiter Ehe der Stieftochter Else überall vor. Dies die Personen der Komödie — keine sympathische Gesellschaft, wie man sieht. Die Handlung nun ist sehr verwickelt und wird nur durch eine Reihe unglaublicher Voraussetzungen vom Flecke gebracht.

Wolfgang Warnow ist im Kriegsjahre 1866 als Schwerverwundeter ins Haus der Anka gekommen. Else hat ihn gepflegt und sich in ihn verliebt. Die schon damals berechnende Stiefmutter hat sie aber vom Bette Wolfgangs in dem Augenblicke abgerufen, wo er zu klarem Bewußtsein aus seinen Delirien erwachte, und sie durch die damals erst dreizehnjährige Libussa ersetzt. Erste spintifirte Voraussetzung! Nach zweijähriger Abwesenheit kehrt Wolfgang nach Böhmen zurück, um sich die schöne Krankenwärterin als Ehefrau heimzuholen; er meint Else, deren Bild er unbestimmt behalten hat. Anka versucht es nun, Libussa dem Brautwerber unterzuschieben, das Zusammentreffen Elses mit Wolfgang zu verhindern. Trotz dieser Bemühungen treffen Else und Wolfgang dennoch zufällig in eben jener entlegenen Meierei zusammen, in die das Mädchen verbannt wurde, und sie verloben sich auf der Stelle miteinander; sie lieben sich ja schon lange. Und nun eine neue Verwicklung. In denselben dunkeln Räumen, wo die zwei Liebesleute zusammentreffen, hat kurz vorher eine Zusammenkunft des Agitators Sedlaczek mit seinen Strolchen stattgefunden; Wolfgang war unfreiwilliger Zeuge derselben; als er heraustrat, kam es zu einer Rauferei, bei der er einen Messerstich in den Nacken erhielt. Nun, nachdem er sich mit Elsen verlobt hat, fällt er bewußtlos infolge des Blutverlustes nieder. Die Lage ist sehr kritisch. Der Weg zum Schloß ist weit. Else kann den Ohnmächtigen nicht verlassen. Da erscheint Sedlaczek, der versteckt der Liebeszene beigewohnt hat. Er ist nicht bloß politisch Wolfgangs größter Feind, sondern auch sein Nebenbuhler in der Bewerbung um Elsen; sein Vortheil ist es demnach nicht, Wolfgang zu retten; im Gegenteil. Wenn er nun doch helfen soll, so verspricht er dies nur unter der Bedingung, daß

Else eidlich auf Wolfgang verzichtet und ihn, Sedlaczek, heiraten will. Um das Leben des Geliebten zu retten, leistet Else diesen Schwur: eine mehr geschmacklose, als sentimentale Szene, die durch das, was folgt, nicht besser gemacht wird. Kaum ist Sedlaczek fort, um Hilfe zu holen, so erscheint der Hallodri, jener Strolch, der Wolfgang den Messerstich versetzt hat. Der Hallodri ist ganz zerknirscht wegen seiner voreiligen Unthat; er hat schon das Zuchthaus kennen gelernt. Nun erfährt er, daß Else sich mit Sedlaczek unwiderruflich verlobt hat, und wird darob ganz wild. Das kann nicht sein, das darf er nicht zugeben. Warum? Er kennt das Geheimnis von Sedlaczeks Geburt, dieser und Else stammen nämlich von demselben deutschen Vater, sind also Geschwister, können sich nicht heiraten. Aber anstatt es der verzagten und verzweifelten Else in schlichter Weise mitzuteilen, wird der meuchelmörderische Hallodri plötzlich so feinfühlig, die keusche Jungfrau mit so unsaubern Thatfachen nicht bekannt machen zu wollen — oder vielmehr, Hopfen fürchtete sein Stück zu schnell geschlossen zu sehen; und nun beginnt eine unabsehbare Reihe geschmackloser Unwahrscheinlichkeiten, bei denen man sich nur fragen muß, wie der Dichter selbst seine Fehler nicht hat einsehen können. Der Hallodri schreibt auf einen Zettel, der Wolfgang zugestellt werden soll, die erlösende Mitteilung über das Verhältnis von Else zu Sedlaczek. Dieser Zettel wird von der böhmischen Köchin Babuschka richtig ins Schloß gebracht. Aber da Wolfgang noch nicht außer Bett ist, übernimmt Libussa die Post. Da sie von Elsen kommt, vermutet sie einen Liebesbrief, verbrennt den Zettel und läßt von der böhmischen Köchin, die selbst die deutschen Worte, die ihr Libussa in die Feder diktirt, kaum versteht, einen andern Brief schreiben, der den Verzicht Elses auf Wolfgang und die Mitteilung ihres Verlöbnißes mit Sedlaczek ausspricht. Den verbrannten Zettel hat Libussa (dem Verfasser zu liebe) nicht gelesen; sie ist gemein genug, einen Brief zu unterschlagen, aber das Briefgeheimnis achtet sie — sonst wäre ja schon hier die Komödie aus. Aber nein! Es wird uns noch das Unglaublichste zugemutet, daß Wolfgang die Handschrift der Köchin in der That, und obwohl sogar eine Unterschrift mangelt, für die Schrift Elsens hält und nun, halb genesen, nichts anderes thun kann, als aus dem so verhexten Hause Knall und Fall davonzulaufen. Wo aber bliebe die notwendige Verlobung, wenn es so ausginge? Da springt der Hallodri dem davonjagenden Wolfgang in die Pferde: ob er denn nicht seine Mitteilung erhalten habe? Nun klärt er ihn mündlich auf, Wolfgang macht kehrtum und kommt gerade wieder zurecht, um den dickschädigen Sedlaczek, der an seine Brüderschaft mit Else nicht glauben will, durch die Zeugenschaft des Hallodri zu besiegen. Nun endlich kann sich das deutsch-böhmische Aschenbrödel mit dem strammen preussischen Leutnant verloben, und auch Anta thut es mit ihrem alten Jugendfreunde, dem Doktor Wohlauf. Gott sei Dank!

Wolfgang und Else

Es ist zu bedauern, daß dem Dichter dieses Schauspiel so mißlungen ist; auch für eine Novelle ist die matte Erfindung nicht brauchbar. Es ist nicht einzusehen, weshalb dieser panslawistische Agitator Sedlaczek just der leibliche Bruder des deutschen Aschenbrüdels sein muß. Doch wohl nicht nur, um seine Wut über die Entdeckung seines deutschen Vaters hervorzubringen? Es war gar nicht nötig, die Geißel der Satire so grimmig gegen die Deutschböhmen zu schwingen, daß auch noch solch ein Lump als einer aus ihrem Blute hingestellt wurde. Die Geschichte der Deutschböhmen in der Ara Taaffe, in der sogenannten Versöhnungsepoche, ist ein starker Protest gegen die allzustrenge Kritik des nationalen Dichters. In ganz Deutschösterreich ist die nationale Begeisterung nicht so mächtig als in Deutschböhmen; ihre Politiker haben im Parlament die Führung der deutschnationalen Partei übernommen. Hopfens Satire ist demnach auch politisch veraltet, und man kann ihr nicht einmal nachsagen, daß sie, wie es unter Umständen ihr höchster Ruhm hätte werden können, selbst zu dieser Wandlung der Deutschböhmen beigetragen habe; daran hinderte sie ihr geringer poetischer Wert. Hopfen hätte vielleicht doch besser gethan, sie in der Vergessenheit zu lassen.

Dagegen sind wir dem Dichter für die Mitteilung seines fünftaktigen Schauspiels „In der Mark“ zu aufrichtigem Danke verpflichtet, und wir stehen nicht an, zu erklären, daß wir es zu den besten Stücken dieser Art geschichtlicher Sittenbilder zählen, die wir besitzen, ungeachtet des früher erwähnten novellistischen Grundcharakters der Handlung. Denn hier hat uns Hopfen mit kleinmalerischer Sorgfalt ein farbensattes Bild einer glorreichen Zeit des deutschen Lebens geliefert, er hat Menschen geschaffen, die nicht bloß liebenswürdig erscheinen, sondern auch die Überzeugung wirklichen Lebens hervorrufen, und die Mischung von Humor und Rührung, zu der sich im fünften Akte sogar eine etwas effekthaschende gewaltfame Spannung des Zuschauers hinzugesellt, ist uns als echt deutsche Theaterfreude seit langen Zeiten wohl vertraut. Hopfen hat auch ferner das nicht geringe Kunststück zu Wege gebracht, die innere Wandlung der Personen, wie sie von der sechs Jahre umspannenden Handlung notwendig gefordert wird, mit reinen Mitteln verständlich und glaubhaft zu machen.

Auch hier stehen zwei Gruppen in künstlerischem Gegensatz: die preussische und die sächsische Welt um das Jahr 1756, also zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Sachsen mit Polen vereinigt besitzt einen genussüchtigen frivolen Hof nach dem damaligen frivolen Vorbilde zu Paris. Die Galanterie ist die Seele dieses Hofes, dessen königlicher Mittelpunkt sich weit mehr mit schönen Damen, als mit Staatsgeschäften beschäftigt. Dagegen nun das Preußen des damals noch nicht als Sieger anerkannten Königs Friedrich II.: arm ist sein Volk, streng und hart seine Regierung, freudlos, pflichtgetreu sein Dasein.

Tief in der Mark Brandenburg, weitab von den großen Städten und

belebten Heerstraßen sitzt der Husarenleutnant Hans Joachim von Rittlich auf seinem Hofe in Büchern vergraben. Er hat sein väterliches Vermögen lustig und geschwind durchgebracht, es war ohnehin nicht viel, da schon sein Vater schlecht gewirtschaftet hatte und andre Familienmitglieder mithalfen. Vielleicht eben wegen dieses allzulotten Lebens (der Dichter klärt es nicht auf) hat er unfreiwillig Abschied nehmen müssen. Und nun sitzt er da, zwar nicht verzweifelt, nicht hadernd mit der Welt, nicht humorlos, aber doch fatalistisch die Hände in den Schoß legend. Er steckt so tief in Schulden, daß er seinen Hof nicht mehr in Stand halten kann. Durchs Dach regnets herein, die Fenster sind mit Papierstücken verklebt, kein Stuhl ist mehr ganz, die Goldrahmen der Familienbilder sind verschwunden, die Fensterrahmen sind morsch geworden, nur seine Bücher, sein tapferes altes Schlachtroß, das ihm dreimal das Leben gerettet hat, und sein leibeigener Knecht Ruprecht sind ihm geblieben. Von diesen kann oder will er sich nicht trennen. Der Knecht muß aushalten, dem treuen Roß muß er im Stalle das Gnadenbrot gewähren, die Bücher haben keinen Geldwert. Und Hans Joachim thut trotz Ruprechts Schimpfen gar nichts, um sich aus diesem Elende zu reißen. Selbst die einlaufenden Briefe liest er nicht, sondern sammelt sie uneröffnet in der Schublade. Denn, sagt er, wozu lesen? Die Manichäer wollen ihn ja nur ärgern mit ihren Mahnungen; hingegen daß solche, die umgekehrt ihm schuldig geblieben sind, und es giebt deren auch eine Menge, sich selbst zur Zahlung melden könnten — das glaubt er nicht. Allein unter den eingelaufenen Briefen sind nicht bloß Zahlungsforderungen gekommen. Eine Tante, Amalia Aurora, hat ihm aus Dresden, wo sie am Hofe lebt, geschrieben und angefragt, ob er ihr reiches Nichtenchen Lili, das ihm aus frühern Jahren wohlbekannte schöne Bäschen, heiraten möchte, und Hans Joachim hat auch diesen Brief ungeöffnet in die Lade geschoben. Amalia Aurora, eine resolute Person, der die höfische Trivoltät und Galanterie nur äußerlich süßliche Formen angewöhnen konnten, ohne ihr gesundes, ehrliches Herz zu verderben, hat des Leutnants Schweigen für Zustimmung genommen und die Verlobung am Hofe bekannt gemacht, hauptsächlich wohl auch deswegen, um ihr Nichtenchen vor den lüsternen Nachstellungen des galanten Königs zu schützen. Und nun steht sie mit Lili und zwei Kammerzosen und einer Anzahl von Hutschachteln in der verfallenen Bude ihres sonderbaren Neffen. Welche Verlegenheit für den rasch mit dem Plane einverständenen Junggesellen! Kein Stuhl ist gepolstert, auf dem eine Hofdame bequem in Ohnmacht fallen könnte. Und erst die verwöhnte Lili! Sie kommt sich wie aus der Welt gestoßen vor, sie ist zu einem Barbaren gekommen. Und den soll sie heiraten? Zwischen den Kammerzosen verborgen ist ohne ihr und der Tante Wissen der Page König mitgefahren, ein verliebter Junge, aber in der besten Schule der Galanterie erzogen. Mitten in der Unordnung macht er ihr eine leidenschaftliche Liebeserklärung, und das junge Herz

des schönen Mädchens gerät in eine arge Not, da sie zwischen dem zierlichen Bagen und dem wilden, unfrisirten, unrasirten, in der Kleidung ganz vernachlässigten märkischen Better wählen soll. Da ereignet sich ein Zwischenfall, der ihre Wahl entscheidet. Hans Joachim hat sich mit blutendem Herzen endlich entschlossen, seinen alten Schimmel zu versilbern, um die Gäste bewirten zu können. Allein die Schimpfreden der enttäuschten Amalia Aurora, die spitzig kühle Haltung des schönen Bäschen, das ihm rundweg erklärt hat, es heirate den Wilden nicht, läßt ihn seinen Entschluß bereuen. Die zwei Frauenzimmer sind das Opfer des braven Schlachtrosses nicht wert, und wie Hans Joachim vom Fenster aus bemerkt, daß sein boshafter Knecht Ruprecht den Schimmel aus dem Stalle zerrt, ruft er ihm einen Gegenbefehl zu. Ruprecht gehorcht nicht gleich, darob gerät der jähzornige Husar in eine solche Wut, daß er ihn auf der Stelle niederzuschießen droht, wenn der Kerl das Pferd nicht in den Stall zurückführe. Lili ist dabei, und zu Tode geängstigt fällt sie Hans Joachim in den Arm: „Jesus! Better, um Himmels willen! Ein Menschenleben!“ Hans Joachim, der den Hahn gespannt hat, die Andringende abwehrt, indem er sich rund umkehrt: „Der Schimmel ist mehr wert, als ihr alleamt! (Schlägt auf Ruprecht im Hofe an) Loslassen!“ — Lili (ihn umklammernd): „Joachim! Better! (In höchster Angst): Ich bin dein, dein Weib! Laß ihn leben, und ich will dein treues gutes Weib sein!“ Endlich läßt der Knecht im Hofe das Roß los, und Joachim senkt die Pistole. Eine prächtige Szene, weil sie kein einziges äußerliches Wort enthält und den Charakter des noch halb kindischen Mädchens in Naturlauten aus sich her austreibt.

Dieser stimmungsvolle erste Akt mit seinem packenden Schlusse steht zu den folgenden Akten mehr in dem Verhältnis eines Vorspiels, als einer Exposition; denn wir wissen noch immer nicht, um was es sich handeln wird, er entläßt uns nur mit der rein epischen Frage: wie werden die also verlobten mit einander leben? wie werden sich die Charaktere in einander finden? Die Entwicklung kommt demnach nicht ohne Einführung neuer Personen und Motive vom Fleck.

Hans Joachim heiratet denn auch sein schönes Bäschen Lili, aber zur Verzweiflung der insoweit einverstandenen Tante will er um keinen Preis an den sächsisch-polnischen Hof übersiedeln. Das sündhafte Leben dort widert den Husaren König Friedrichs an, sein Weib will er für sich allein besitzen und nicht es bewachen müssen. Um ihn mürrisch zu machen, hat die notgedrungen auf Rittlitz zurückgebliebene Tante eine eigne Taktik eingeführt: sie läßt ihn nie mit seiner schönen jungen Frau allein; sie läßt ihn fühlen, daß er ihr nicht bloß Lili, sondern auch sein ganzes, jetzt doch immerhin behagliches Dasein zu verdanken habe; sie hat das Dach ausbessern, die Bilder neu einrahmen, die Fenster mit Glascheiben versehen lassen u. s. w. Aber dafür ist sie auch Herr im Hause. Nun erscheint ein alter Kamerad Joachims, Luitpold von

Freistein, gegenwärtig Werbeoffizier des Preußenkönigs. Joachim wird in peinlicher Weise von Amalia Aurora bloßgestellt, er kann seinen hungrigen Gast nicht bewirten, und kurz entschlossen, blind gegen die verschämt und scheu sich verratende Liebe Lili, läßt sich Joachim für das neue Heer seines geliebten Königs anwerben. Ruprecht, der ihm jene Szene, wo er ihn erschießen wollte, nicht vergessen kann, läßt sich aus Bosheit gegen den Herrn gleichfalls Handgeld geben und verrät sogar seine Absicht, bei Gelegenheit den gefaßten Joachim zu erschießen.

Nun überspringt die Darstellung fünf Jahre, die erste, für Preußen unglückliche Zeit des siebenjährigen Krieges. Wenn im dritten Akte der Vorhang wieder aufgeht, nehmen wir eine große Anzahl bedeutsamer Veränderungen an Menschen und Dingen wahr. Die Knospe Lili ist zur prächtigen Rose entfaltet. Sie ist nicht mehr das nach Galanterie dürstende Dresdener Kind, sondern eine ernste, still aber kräftig und erfolgreich ihres Amtes waltende Gutsherrin geworden. Nach dem Abgange Joachims hat sie die ungelesenen Briefe seiner Schublade gemustert und gefunden, daß viele seiner Schuldner ihm zu zahlen bereit gewesen sind. Sie hat Ordnung in die Finanzen gebracht und den Ertrag des Gutes gehoben. Sie und nicht Amalia Aurora, die auch bei ihr geblieben ist (an den Hof ohne Lili zurückzukehren schämte sie sich ja!) ist jetzt der Meister im Hause. Da wird durch die Ankunft der Österreicher der Friede des Hauses gestört; der erste Schreck ob der feindlichen Einquartirung wird aber schnell verwunden, als der österreichische Offizier sich als der einstige Page von König entpuppt. Er liebt Lili noch immer. Er wiederholt wie vor fünf Jahren seine Liebeschwüre, und Lili schwankt wie damals. Hat doch Hans Joachim während der ganzen langen Zeit nicht das geringste Lebenszeichen von sich gegeben! Da erscheint plötzlich in jämmerlichem Aufzuge Ruprecht — ohne seinen Herrn. Sogleich verdächtigt ihn Lili des Meuchelmordes an Joachim. Aber mit dem ganzen Stolge eines preußischen Korporals, mit der Entrüstung der ehrlichen Unschuld weist Ruprecht diese Anschuldigung von sich und zieht ein Andenken von dem schwer verwundet auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf hinterlassenen, trotz alles Schimpfens doch eigentlich stets von ihm geliebten Herrn hervor. Lilis Liebe zu Hans Joachim offenbart sich nun in rührender Innigkeit, aber Ruprecht wird noch immer von ihr verdächtigt. Da endlich erscheint Hans Joachim selbst als Knecht verkleidet auf dem Hofe. Er hat sich von dem nahen preußischen Heere als Spion ausschicken lassen. Kein Mensch erkennt ihn, selbst Lili hat nur eine Ahnung, als Ruprecht dazu kommt und mit erschütterndem Aufschrei dem lebenden Zeugnisse seiner Unschuld zu Füßen sinkt. Aber mit dem Erkennen seines tot geglaubten Herrn hat ihn Ruprecht dem Tode neu in die Arme geführt. Der österreichische Hauptmann König kann bei aller Freundschaft jetzt nichts andres thun, als den entlarvten Spion vors Kriegsgericht zu stellen. Es folgt

nun eine schwere Prüfung für Hans Joachim, der sich so oft den Tod gewünscht und nun am Leben hängt, da er die Liebe Lilis erkannt hat. Und noch eine nur allzu drastische Szene folgt. In der Frühe soll Joachim standrechtlich erschossen werden; die Nacht hindurch spielt er mit seinem Nebenbuhler und Feinde König Karten. Er gewinnt diesem all sein Geld ab, und noch ist die Zeit nicht um. Da spielen sie um die Zeit selbst; der gewinnende Kittlitz hat eine Stunde länger zu leben. Aber gerade diese Stunde hat den Preußen den Sieg über die Oesterreicher gebracht und mit dem Abzug des König ist Hans Joachim gerettet und kann endlich das Glück der Liebe genießen.

Man sieht, die Wirkungen, die Hopfen hervorbringt, sind mit äußerlichen Mitteln hervorgerufen; die aufregende Spielszene am Schlusse ist zwar nicht ganz unwahr, denn wie wir Kittlitz im ersten Akte leichtsinnig mit seinem Dasein spielend kennen lernten, ist ihm ein solches Kartenspiel im Angesicht des schmachlichen Todes noch immer zuzutrauen; aber es sind nirgends die Menschen, die die Situationen herbeiführen, sondern diese werden von äußern Erscheinungen, wohl auch vom Zufall gemacht. Aber gleichviel, ob auch die Episode überwuchert, die rechte Einheit der Person zerstört ist und bald diese, bald jene den Mittelpunkt abgibt (insbesondere wächst Ruprecht hoch hinaus): es ist doch ein interessantes Stück mit einer großen, im Grunde lebensfrohen, mit fortreizenden Stimmung, das Kulturbild ist in fatten Farben gezeichnet, und die Menschen zwingen uns den Glauben an ihre Persönlichkeit ab. Darum bedauern wir, daß unsre Bühnen dieses Stück nicht auf dem Repertoire erhalten haben.

Über das zweite Festspiel des Bandes zur Jahrhundertfeier König Ludwigs ist nichts weiter zu bemerken, als daß es ein mehr rhetorisch als dramatisch gelungenes, dialogisiertes Lob auf den „teutschesten“ Fürsten seiner Zeit und seine Schöpfung München enthält. Eine muntere Verherrlichung des bairischen Bieres bringt in das Festspiel einen heitern Ton. Der Genius des Ruhmes wehrt dem Münchener Kindel den Eintritt in den Tempel des Ruhmes spöttisch ab:

Oft scheint mir, das Brevier
In deiner Hand sei nur ein Seidel Bier.
Da machst du mir denn manchmal Angst,
Daß, wenn's dir schmeckt, du gar einmal verlangst,
Pschorr, Sedelmayer oder Hofbräuhaus
Auch unter die Unsterblichen zu reihen.

Münchener Kindel:

Vielleicht! (Auf eine entrüstete Bewegung des Genius
schelmisch fortsahrend)
Einstweilen find ich nur — du wirst verzeihen —
Die Namen nehmen sich nicht übel aus,
O Genius des Ruhms, in deinem Munde. (Verbeugt sich.)

Genius des Ruhmes.

Spitzfindig Pfäfflein!

Münchener Kindel.

Sei nur wieder gut;

Schau, wenn des Ruhmes Anspruch darauf ruht,
 Daß man der Menschheit Gutes thut,
 Dann, mein' ich, darf mit triftigem Grunde
 Die alte Stadt, in der wir leben,
 Die Hand nach deinem Kranze heben.
 Denn auf dem weiten Erdenrunde
 Erobert sich der braune Trank,
 Den wir so wunderbar bereiten,
 Die Menschheit, und sie weiß ihm dafür Dank.
 Sieh, hinter unserm Brauerwagen schreiten
 Behagen, Bürgersinn und Kunstverstand
 Wohlthätig in das durstige Land,
 Und vor demselben (demselben!) flieht, gestreckten Trabs,
 Der Menschenfeind, der Massenmörder Schnaps,
 Des Einzlen (!) wie der Völker Wohlbehagen,
 Das allzuhäufig nur gefährdet ist,
 Beruht zumeist auf einem guten Wagen.
 Wer viel genießt und alles kann vertragen,
 Gefunder Becher wird kein Pessimist.

Der Genius gesteht endlich zu, daß es ihm gar nicht Ernst damit gewesen sei, dem Münchener Kindel das Lob des Königs streitig zu machen.

Es pflegt der Mensch Wohlthaten zu vergessen,
 Und wer da Großes wollte, wird begeistert.
 Drum hör' ichs gerne, daß du dich ereifert,
 Denn was man erst mit Leidenschaft verfißt,
 Vergißt man hoffentlich auch später nicht.

Die Nebel verschwinden, und man sieht in der Walhalla die Büste König Ludwigs.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

(Verantwortlich für den Inhalt)

— nach dem Original —

Die Druckerei des Verlags

(Hrsg. v. Hans Hopfen)